

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Zwei Faust-Legenden.

Von Gustav Müller-Wolf

#### I. Der heilige Krieg.

Als Satan dem Faust den Kriegsspektakel mit einigen Opernspäßen vorgeführt hatte, sagte Faust zum Teufel: „Fort mit dem fasslichen Zaubel! Laß mich die Wirklichkeit des Kriegs erfahren! Vielleicht erlebe ich hier großmenschliches Heldentum und begeisternde Tat.“

Alfogleich setzte Satan das Kino der Historie in Bewegung und wies dem Erlebniswütigen den Dreißigjährigen Krieg. Bunte Bilder kühnerkühner Landsknechte zuckten vorüber, Trommler, Fahnen-schwinger, Würfler, feistbustige Dirnen, wolkige Federbarette, Bollerkarossen, Marketenberplanwagen.

Faust murrte: „Scheitliche Prahlerteste gediger Söldnerzunft! Nicht Kraft noch Größe!“ Satan grinste und turbelte weiter.

Der „Schwedische Trunt“ ergoß sich mit allen widerlichen Einzelheiten: wie die Söldner dem Bauern in den Bauch traten, ihn auf den Mist schmissen, ihm einen Kübel Sauche — nebenan ward sein Weib vergewaltigt — zwischen die Zähne zwangen, bis ihm vor graufigem Grimmen der Bauch barst. Satan grunzte vor Borne.

Faust winkte ungeduldig: „Wozu die Scheußlichkeiten?“

Da stolzierten die Schloßer der Könige auf. In Riesensälen goldene Throne. Auf Polsterkissen die feisten Gesäße europäischer Potentaten. Vor Bandarieren an der Wand die ehrgeizigen Minister und Generale mit Zeigefloß und Degen.

„Um Ländersehen!“ höhnte Satan, „und Grabsinschriften!“

„Du machst deine Sache schlecht“, erwiderte Faust. „Liebst du nicht den Krieg mehr als alle deine anderen Schurkereien? Aber mir verleidet du ihn.“

Der Teufel verbeugte sich und legte ein anderes Bildband ein. Der Siebenjährige Krieg marschierte auf. Lange Kerle mit Blechhauben und Bärenmützen. In weiten Ebenen breite wankende Schlachtlinien, die sich unarmten, rangen, zerbrachen. Blühende Feldherrnagen funkten auf, der alte Trich. Dann ...

„Geistreiches Schauspiel, wie?“ meinte Faust.

Der Teufel schüttelte hämisch den Kopf. Die russische Katharina, die französische Pompadour steckten ihre Larven dazwischen. Der Teufel meckerte: „Daunen meiner Kreaturen! Zufall! Zufall! Die ehernen Würfel fallen nach dem neckischen Schicksal meiner Willkür. Hier bin ich Herr!“

„Und wozu die Karreitei?“

Mit komischer Feierlichkeit wies der Teufel auf die Karte von Schlessen.

„Ländersehen! Und dafür die Komödie?“

„Oho! Ländersehen? Die Länder sind Vaterländer! Die Menschen wideln ihre Liebe und Leidenschaft in solche Fehden. Sieh dir die neueste Blüte der Kriegskunst an!“

Und Satan nötigte Faust auf die magische Wolke, um über die Schlachtfelder des Weltkrieges zu kutschieren. Sie schwebten tief, sie hörten von allen Türmen voll und schwer Glockenschwall, aus allen Straßen und Plätzen stammten wieder durch rauschende Fahnen; blühende Blicke und herzwogende Opfergelübde stiegen auf.

„Woher die Begeisterung?“ fragte erstaunt der nüchterne Faust.

Der Teufel wies in das Maschinenge triebe einer großen Zeitung. Fernschrift rasselte auf Papierstreifen, Fernruf flüsterie aus Trichtern in gehörtsame Schreiberdrehen. Schreibfinger tippigen Schreib-laviere. Seher tippigen Parole, Blei spritzte Matrihen, Druckmaschine spie feuchte fettige Papierberge aus. „Die Parole“, setzte Satan hinzu, „wird in der Zentrale gemacht“. Da war sie: Herren sahen um einen grünen Tisch, rechneten, rechneten. . . „Rechen-exempel“, sagte Satan, „und das Ergebnis“: er wies auf den großen Plak: „die Begeisterung“.

„Ach“, sagte Faust geringschätzig, „das sind Heimkrieger, papierne Sensation! Aber der Krieg selbst?“

„Du wirst sehen.“ Sie sausten hinaus.

Sie fuhren in meisenhohen Lüften. „Ahl!“ rief Faust, „welch zaubrisches Schauspiel!“ Ein ungeheures Feuerwerk sprühte, plachte, schob, spritzte zuweisen bis zu ihnen herauf durch Quasm und puffende Wöltschen. Auch Satan nickte beifällig: „Fast so schön wie meine mittelalterliche Hölle. Na, vielleicht kommt sie wieder in Mode. Doch senten wir uns näher, wir sind ja unverleßlich.“

Es war ein ohrenbetäubendes Krachen und Dröhnen. Und Faust sah dort unten, wo unaufhörlich Wirbel von Stahlspittern

strudelten, sah mit Staunen, mit Ergriffenheit, wie tausende blühender Jünglinge singend mit Siegfriedsgesichtern in den Geschloßhagel stürmten, tanzten, juchzten.

„O Satan“, rief Faust, „laß mich ihr Führer sein!“

„Der General sitzt dort hinten“, bemerkte Satan, „fern vom Schuß. Er sieht nichts von denen da. Sei du mit Zusehen zu Frieden!“

Aber Faust sah — nichts mehr von den Knaben — doch — dort lagen sie starr im Blut. Geschlachtet. . .

Faust beehrte mit dem Teufel auf die Erde hinabzusteigen. Sie querten wüste Fieber, stolperten über Granatslöcher, umgestürzte Wälder. Zwischen gepflachten Pferdehäuten und Menschenhaas hingen in Stachelbraut verstrickt Verwundete und flüsterien: „Vaterland! fürs Vaterland!“

Gegen Menschenhaufen heran wälzten sich gelbe und grüne Giftnebel, stückten ängstliche Lungen, wühlten zappelnde Eingeweide. Sterbende nießen sich zutode, erbrachen sich zutode, mußten sich vom teuflischen Nibel zutode lachen. Und nun spritzte, regnete flammen-des Del unköschbares Feuer auf die zuckenden Menschenleiber, daß die Lebendigen mit gräßlichem Geschrei aufloderten; stumm schwellen die Toten. . .

Heiser krächzte Satan: „Chemie, meine beste Magd.“

Faust schauerte. Aber er beugte sich zu den Sterbenden und rief ihnen ins Ohr: „Fürs Vaterland, ihr Helden!“

Aber schon erlosche Feindeswelle über den Blutader. Andere Männer, ebenso verschmuhzt, verwundet, verzehrt und verzerrt, stürmten voll Mut und Schrien, schrien: „Fürs Vaterland! fürs Vaterland!“

Beiraffen taumelte Faust auf. Wo war das „Vaterland?“ Welches Vaterland?

Im Getrümmer eines Dorfes aus einem Keller kroch ein blaßes Weib, mageres Kind an der Hand. Flüsterte: „Kommt! Wir müssen eine andere Heimat suchen. Nimm noch das Köschchen aus dem Gärtchen! Vater ist tot. Brüder tot. Schwester, wo mag sie sein?“

Lüste surrten. Flieger. Krachte Bombe. Zerriß die Mutter.

Faust, das Kind im Arm: „Wo willst du hin? Zu den Deutschen?“ Das Kind schüttelte das Köschchen. „Zu den Franzosen?“ Das Kind schüttelte. „Aber du hast keine Heimat mehr. Zu wem willst du?“ Das Kind schwieg.

„Menschenkind!“ rief Faust. Und erschrak. Menschen? Wo sind Menschen? Hier sind Deutsche und Franzosen und Engländer und Amerikaner. Aber wo sind Menschen? Gibi es kein Menschenland? Keine Menschenheimat?

Das Kind sank zu der Mutter.

Faust herrschte Satan an: „Wozu Krieg?“

Der zuckte die Achseln: „Erzgruben — Kohlenzechen — Stahlwerke — Wälder —“

„Ist nicht genug für alle da?“

„Jeder will alles haben. Beste Grundlage meiner Geschäfte.“

Faust wandte vom Schlachtfeld.

#### II. Das neue Reich.

Faust war enttäuscht, o so bitter enttäuscht von dem, was das Leben Großes zu bieten schien. Er verzweifelte an dieser durch Imperialismus, Militarismus, Kapitalismus verseuchten Menschheit.

Aber Faust verzagte nicht am Leben. Mit seiner unerwüschlichen Kraft gläubiger Tat beschloß er, eine neue Welt zu schaffen. Er kaufte für ein Nichts die flache Zuider See um sie zu entwässern. Das gewonnene Neuland sollte als Bürger nur gute Menschen aufnehmen, lüchtige, tätige, freie, gültige, brüderliche Menschen, das Geschlecht der Zukunft. Staatlos und glücklich sollten sie leben in „Freireich“, in „Bruderland“. Welche Götterkraft mußte von der erhöhten Menschheit ausstrahlen!

Mephisto feuerte Arbeitslose und Unternehmungslustige aus allen Ländern, um Dämme gegen das Meer aufzuwerfen und Kanäle zu furchen, in denen das träge, saulige Wasser zwischen hohen Ufern widerstrebend zum Meer abzog. Das neue, noch sumpfige Land-gediet winmeltte von fettamen und verwegenen Gestalten. Denn Mephisto zahlte gut und führte wenig Aussicht über die Arbeit: sollte doch das neue Land aus neuem Vertrauen erwachsen.

Mephisto zahlte gut. Er hatte, um das Unternehmen seines Herrn zu finanzieren, Aktien ausgegeben mit dem Kennwort: „Aus Einstut steigt Neuwelt!“ Und alle Spekulanten arbeiteten mit dem neuen Papier, alle Schieber, alle Neureichen, und wer alles sich vorn an die Lotterie des Lebens drängte. Dieser idealistische Werbebetrieb



mit seinem humanen Wortschwalm, mit der Sentimentalität seiner Sehnsucht, mit dem Pathos seines Prophetentums bewirkte riesigen Reklameeffekt. Mephisto rieb sich die Klauenhände, als er sah, wie auch die Beamten und der Mittelstand sich das Letzte am Mund absparten, um ihre Altersgrößen bei der guten Sache sicher anzulegen. Und die Arbeiter meldeten sich als Freiwillige an die Schippe und verlangten stürmisch Kleinaktien auf das Zukunftsland, um auch eine Berechtigung dort zu haben wie die Bürger. Mephisto gab die Kleinaktien in Massen gratis in Form von Klebemarken an die Mitarbeiter aus. So gab es bald kaum mehr jemand, der nicht für die neue Menschheit schwärmte und an ihr etwas zu profitieren hoffte.

Das Entwässerungswerk rückte indessen zögernd vor. Die meisten arbeiteten eine Weile, gerieten dann bald ins Grübeln über dieses merkwürdige Zukunftsland, ließen allmählich die Schaufeln sinken, standen personnen herum, ausgelacht von den berufsmäßigen Faulenzern, die nach wie vor im Grabe lagen.

Der greise Faust indessen war von einer feststamen Augenkrankheit befallen, einer Art von Weitlichtigkeit, wie sie ja wohl sonst auch als Alterserscheinung bekannt ist, aber hier in einer ganz anderen Weise sich äußerte. Er überblickte das Nahe nur ganz flüchtig und ungesähr, dagegen schaute er leuchtend klar in strahlender Schönheit die ferne Zukunft. Statt des gegenwärtigen Sumpfes breitete sich vor ihm das brüderliche Reich der Freiheit. Voll blühender Gärten, spielender Kinder, lachender Frauen, rüstiger Männer, mit all den aufrechtstehenden Körpern, den hellen Mienen, den aufrechtigen guten Seelen. In leichtem Schwung schweiften Kanäle von reichen Schiffen funkelnd durch das Neuland, spielend gekreuzt von blanken festen Strahlen voll hurtig hufschender Lustwagen und kräftig kullernder Lastwagen.

Aber eines Tages kündigte Mephisto seinem Herrn an, die Aktionäre verlangten eine Generalversammlung. Sie ständen alle draussen auf dem Damm vor dem Turm. Denn Faust kaufte auf einem alten Steinturm, der schon vor Zeiten mitten in dem flachen See gestanden und ihm als Ausguck und Zuflucht diente. Faust trat auf die Plattform und blickte hinab.

Da wimmelten tausende Menschen, feingekleidete üppige die in ihren Kutschen aufgestanden waren, und abgehärmte sadenscheinige, die als Delegierte des Mittelstandes in ihrem leichten guten Rocke gekommen waren, und nicht wenige kernige Arbeiter waren im Linienkittel als Vertreter der Kleinaktien herzugetausen, um sich den Klamauk nicht entgehen zu lassen.

Als Faust sichtbar wurde, der Greis auf dem Turm, da brodelte und brandete die Menge mit einem dumpfen Schrei. Faust wandte sich gegen Mephisto: „Was wollen sie?“

Mephisto zuckte die Achseln: „Dividenden.“

„Dividenden?“

„Aktien tragen Dividenden. Wir haben nur immer Aktien ausgegeben und dafür eingenommen Geld, Arbeit, Begeisterung. Aber wir haben weder Zinsen noch Dividenden ausgezahlt. Nun reklamieren sie.“

„Aber habe ich nicht immer und überall ausgerufen: „Für das Reich der Zukunft schenken wir allen alles?““

Mephisto zuckte die Achseln.

Erregter fuhr Faust fort: „Wir werden Bürger des neuen Reiches sein! Genügt das nicht? Wir schön wird unser Reich sein!“ Er beugte sich über die Brüstung und rief es voll Herzwärme hinab: „Brüder, wie schön wird unser Reich sein!“

Aber da scholl ihm wild schauerliches Hohngelächter entgegen? „Narr! Wir hungern! Schwärmer! Das Geschäft leidet! Schwäger! Geld ist besser als Worte!“ Bald kullerten sich alle trallenden Kufe zusammen zum gellenden Schrei: „Geld! Geld! Geld!“

Faust breitete die Arme hinab: „Ach meine Kinder, Geld hab' ich nicht. Ihr habt mir alles geschenkt. Dafür habt ihr unser Neuland.“

Es schrie herauf: „Mückenpest! Fiebersumpf!“ Und wieder setzte Hallo ein. Schließlich niedergebückt durch neuen breiten Schrei: „Her dein Geld!“

Faust, trief betroffen vom gierigen Durst zerriger Gesicht, zuckte die Achseln: „Ich habe kein Geld!“

Steine sausten. Aus der Fassung des Damms gerissen. Nicht bis zu Faust empor. Aber schollernd am alten Turm.

Faust schlug die Hände vor das Gesicht.

Donner posterten Würfe, immer trommelnder. Sturmgeheul brüllte Kreisfen.

Blöchtig zischten alle Kufe zusammen zum Todschreigellen.

Faust sah entsetzt auf.

Der Damm wich. Schlechte Arbeit!

Flucht!

Bergeblüch!

Meer schritt mächtig her. Begrub all Geschrei. Rauschte groß, weit.

Einsam stand Fausts Turm. Wankend.

Faust warf Tränen ins Meer hinab: „O mein Volk! Ihr Arbeiter an meinem Reich! Hungert für die Zukunft! Geopfert für die Idee! O Brüder! Kinder! Bin ich allein übrig?“

Faust rief sich hoch: „Dennoch! Idee fordert Opfer! Andere werden dienen! Nur glauben, glauben! Dennoch wächst unter Wogen die Zukunft empor. Unsichtbar, doch stark! — Wie rollt das Meer so hoch!“

Die erregte See schlug mit schwerem Schlag den Turm. Furchbare Woge rief ihn in Brandung.

Durch gepeitschte Lüfte sauste, schrie Faust: „Dennoch! Mir folgen Vollender!“

## Deutsche Landarbeiter in Brasilien.

Von Prof. Dr. med. Friz Munt.

Wenn im Hafen von Rio de Janeiro ein deutsches Schiff auf dem Heimwege nach Deutschland anlegt, so beobachtet man unter dem Wirrwarr der Ankommenden und Abreisenden, ihren W- holern und Begleitern, den Hunderten von Aus- und Einladern der Koffer und Waren und zahllosen Neugierigen immer einige Duzend deutscher Landsleute in mehr oder weniger abgerissenen Bekleidungsstände, Kummer und Sorgen in den traurigen Gesichtern in lebhaften Unterhandlungen mit irgendeinem der an Land beschäftigten Matrosen oder Schiffsoffizieren, und besonders der Posten an der Schiffstreppe ist dauernd dem Ansturm der oft tränenvollen Bitten und Wünschen dieser armen Menschen ausgelegt. Alle wollen wieder zurück in die Heimat und, da ihnen die Mittel fehlten, bieten sie sich als Heizer oder zu anderen Schiffsarbeiten gegen freie Ueberfahrt an. Jeder hat irgendein Empfehlungspapier eines deutschen Hilfskomitees oder einer anderen Stelle in der Hand, und die Enttäuschung ist groß, wenn dann trotzdem das so heiß ersehnte Ziel der Rückkehr wieder nicht erreicht wird. Trotz allen strengen Gegenmaßnahmen gelingt es dem einen oder anderen immer wieder auf irgendeinem Wege aus das Schiff zu kommen und als blinder Passagier die hohe See zu erreichen, wo man ihm dann wohl oder übel sein Teil Arbeit zuweisen muß, will man ihm die Ueberfahrt nicht ganz umsonst gewähren.

Als ich dieses für ein deutsches Herz ergreifende Schauspiel einigemal beobachtet hatte, erkundigte ich mich eingehend sowohl bei den Schiffsbehörden als bei den deutschen privaten und amtlichen Hilfsstellen am Lande nach den Ursachen dieser traurigen und unwürdigen Vorgänge. Von beiden Seiten hörte ich, daß die schlimmste Zeit in dieser Hinsicht sogar bereits überstanden sei, die Jahre vorher das Elend der Auswanderer aber einen erschreckenden Umfang gehabt hätte, den zu bewältigen beim besten Willen der Behörden und bei aller Opferbereitschaft der einzelnen und Gesellschaften die verfügbaren Mittel und Kräfte weit überstiegen habe. Schlimmste Erfahrungen hätten außerdem die Gemüter allmählich etwas härter werden lassen und dazu geführt, daß eine Unterstützung zur Rückkehr nur nach vorausgegangener sorgfältiger Prüfung der Gründe und Verhältnisse erfolgen könne, da sonst alles notleiden müßte.

Aber, was ist es doch, das diese Menschen mit so unaufhalt-samer Macht wieder in ihre Heimat zurücktreibt, was sie nicht heimisch werden läßt in dem Lande, das sie mit so großen Hoffungen aufgesucht hatten? Sieht nicht hier täglich in unseren Zeitungen, Brasilien ist das große Land der Zukunft, hat unüberseh-bare Arbeitsmöglichkeiten, hat viel zu wenig Menschen, ist unge-heuer fruchtbar, hat keinen kalten Winter usw.? — Alles trifft zu und dennoch konnten sich nur ganz wenige von der großen Zahl Deutscher, die nach dem Kriege, an der Heimat verzweifelt, ihr alles verkauft hatten, um manchmal nicht mehr als gerade das Geld für die Ueberfahrt dafür einzutauschen, in Brasilien eine auskömm-liche oder gar aussichtsvolle Existenz zu gründen!

Welches sind nun die Gründe dieser schweren Enttäuschungen und Miß-folge?

Im vergangenen Jahre unternahm ich auf Einladung der medizinischen Fakultäten in Rio de Janeiro und Sao Paulo eine Reise zu Vorträgen aus dem Gebiete der inneren Medizin in diese Städte und von dort aus eine von den brasilianischen Behörden ausgerüstete Expedition zur Erforschung einer Volkskrankheit im tiefen Inneren des Landes. Ich hatte dabei Gelegenheit, nicht nur durch Umfrage bei allen möglichen brasilianischen und deutschen Kreisen, sondern auch durch eigene Erfahrungen und Einblicke in die Verhältnisse des Landes und seiner Bevölkerung mir ein Bild zu machen über die Möglichkeiten und Aussichten der deutschen Einwanderung, über die Gründe ihrer bisherigen Fehlschläge und ihrer möglichen Begünstigung. Es liegt mir daran, die so ge-wonnenen Beobachtungen und Erfahrungen gerade an dieser Stelle niederzulegen, um sie den Kreisen bekanntzugeben, die für eine Auswanderung vorwiegend in Betracht kommen und darum am meisten der Führung und Aufklärung bedürfen.

Brasilien ist ein Land etwa 16 mal so groß wie Deutschland mit nur 30 Millionen Menschen. Diese Zahl ist also viel zu klein, um das überaus fruchtbare Riesensland und seine Naturkräfte auch nur zu einem Teil auszunützen und der Menschheit dienstbar zu machen. Das Land ist darum einer starken Einwanderung drin-gend bedürftig. Der Zustrom afrikanischer Neger, der zur Zeit des Sklavenhandels Brasilien bevölkerte, hat vollkommen aufge-hört. Die Neger bilden auch heute noch eine große soziale Unter-schicht der Bevölkerung, werden aber immer mehr ausgezogen, zu-mal eine Mischbeirat schon in der zweiten Generation annähernd weiße Nachkommen hervorbringt. Die Haupteinwanderung erfolgt auch heute noch aus dem früheren Mutterlande Portugal, dann aber in erster Linie aus Italien, ferner auch aus Japan, neuer-dings mehr aus Rußland, der Türkei, Syrien usw. Die Deutschen bilden infolge früherer Einwanderung, die sich in den letzten Jahr-zehnten vor dem Kriege jedoch sehr verringert hatte, die drittarößte Fremdenkolonie in Brasilien und leben in großen geschlossenen Kolonien in den südlichen Staaten Rio Grande do Sul, Sao Catha-rina, Parana; als Kaufleute, Handwerker usw., oder auch in allen anderen selbst in den am Äquator gelegenen Teilen Brasiliens.

Um die Aussichten der deutschen Einwanderung in Brasilien richtig verstehen und erwägen zu können, muß man sich zunächst einmal auf die Bedürfnisse, Interessen und Wünsche der Brasi-



honer bzw. der brasilianischen Regierung einstellen. Wie in der ganzen Welt, so hat sich auch in Brasilien in den letzten Jahrzehnten der Zug nach der Stadt in großem Ausmaße bemerkbar gemacht. Die großen Hafenstädte haben sich mächtig entwickelt. Rio de Janeiro sucht durch Einneben eines großen bewohnten Hügelns dem Meere Raum für seine Ausdehnung abzugewinnen, Sao Paulo hat sich in zehn Jahren verdoppelt und ähnlich ist die Entwicklung auch der übrigen Städte. Mit der Entwicklung der Industrie und der Zunahme der Städte geht auch hier die Abnahme der Landarbeiter aus den großen Kaffee-, Baumwoll- und Zuckerpflanzungen („fazendas“) einher, die Urbarmachung des Landes nimmt ab anstatt zu. Brasilien braucht also in erster Linie Landarbeiter, und zwar braucht es diese vorwiegend in den mittleren und nördlichen Staaten, wo im Innern des Landes noch große Streden ungebaut liegen. Nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen kann jedoch der Deutsche diesem Bedürfnis, oder besser den für den Einwanderer sich ergebenden Aufgaben als privater ländlicher Siedler; sei es als einzelner oder sei es in kleinen Gruppen, nicht entsprechen. Abgesehen von den notwendigen Mitteln für den Beginn und die Einrichtung der Ansiedlung, abgesehen von den Schwierigkeiten des Klimas mancher Gegenden, ist der Lebensstandard auch des einfachsten Landarbeiters Ostindiens heute ein so hoher, daß sich dieser nicht mehr durchschnittlich in die Verhältnisse des brasilianischen Landarbeiters einfügen könnte. Ich denke dabei nicht nur an die leiblichen Bedürfnisse und die Lebensweise namentlich auch des selbständigen Siedlers, von deren Einfachheit und Anspruchslosigkeit sich der deutsche Bauer und der in sozialer Fürsorge und gewerkschaftlicher Organisation aufgewachsene deutsche Landarbeiter nicht die geringste Vorstellung machen können, sondern auch an die für diese abseits von der Gemeinschaft in fremdem Lande sich ergebenden geistigen Entbehrungen. Nur eine vollkommene gegenseitige Erkenntnis der Menschen und Verhältnisse konnten darum obwalten, als man mit den zahlreichen ersten Auswanderern nach dem Kriege, die zum Teil auf den von der brasilianischen Regierung gestellten Schiffen die Ueberfahrt unternahm, derartige Versuche anstellte. Ihr Ergebnis waren eben die bereits geschilderten Szenen an den deutschen Dampfern. Das größte Entgegenkommen bei der Ueberlassung von Land usw. kann die Menschen nicht fesseln, wenn sie ohne eine genügende Vorbereitung und ohne eine nötige nachhaltige Unterstützung, ohne Führung und feste Gemeinschaft den unbekanntesten Elementen einer fremden Natur, eines fremden Klimas und einer fremden Bevölkerung gegenübergestellt werden. So wie ich das Land und seine Verhältnisse kennenlernte, und so wie ich meine deutschen Landsleute kenne, möchte ich mit großer Sicherheit behaupten: Auf diesem Wege können deutsche Einwanderer für die ländliche Siedlung in Mittel- und Nordbrasilien höchstens ganz vereinzelt in Betracht kommen.

Freilich in den von einem gemäßigten Klima begünstigten südlichen Staaten Parana, Sta Catharina und Rio Grande do Sul leben zahlreiche Deutsche als von der brasilianischen Regierung hoch geschätzte Landwirte. Hier wäre auch gewiß noch für Tausende von Einwanderern Existenzmöglichkeit bei ländlichen Arbeitgeberern. Allein eine weitere deutsche Einwanderung in diese Staaten ist nicht im Sinne der brasilianischen Regierung! Die Gründe dafür sind politischer Art.

Schon seit Generationen wohnen in den genannten Staaten geschlossene deutsche Kolonien. Obgleich sie längst alle brasilianische Staatsbürger sind, haben sie die deutsche Sprache, deutsche Schule, deutsche Kirche, deutsche Kultur in fast reinem Zustande erhalten. Da viele beherrschten, obgleich in Brasilien geboren, bis vor kurzem nicht einmal die portugiesische Sprache. So traf ich z. B. in Sao Paulo im Hotel ein Zimmermädchen mit einem unersälflichen Heilkroner Dialekt. Als Würtemberger sprach ich die vermeintliche Landsmännin natürlich auf ihre Herkunft an, worauf sie mir aber erklärte, daß weder sie selbst noch ihre Eltern jemals in Deutschland waren, sondern daß schon ihre Großeltern von Auf-land (!) her eingewandert seien!

Die antideutsche Propaganda, der man leider vor dem Kriege zur Zeit der „gepanzerten Faust“ noch weniger Bedeutung beilegte und entgegenarbeitete als heute, hat die Existenz dieser Kolonien ausgenützt, um das Deutsche Reich bei den Brasilianern in den Verdacht zu bringen, daß diese Kolonien als Stützpunkt für die Errichtung einer Art deutschen Dominions mitten in Brasilien ausersuchen seien. Besuche von deutschen Kriegsschiffen, Festreden usw. wurden systematisch als Bestätigung dieses Planes ausgenutzt. Ich weiß nicht, ob diese Idee je in einem deutschen Hirne ihr Spiel getrieben hat, jedenfalls aber gibt es — was bei der Vorstellung der fremden Völker namentlich von den persönlichen imperialistischen Absichten Wilhelms II. durchaus legentlich ist — kaum einen Brasilianer, der daran zweifelt, daß dieser Plan im Falle eines gewonnenen Krieges durchgeführt worden wäre. Nur unsere heutige Schwäche kann uns von diesem Annerkennungsvorhaben freiheit und läßt die brasilianische Regierung eine gewisse Weisheit bei der Einwanderung in diese Staaten befolgen. Neuerdings sind allerdings Wohnzonen im Gange, welche von den Deutschen die Kenntnis der portugiesischen Sprache durch den Unterricht in der Schule und durch die Einführung der portugiesischen Amtssprache usw. erzwingen. Eine wesentliche Anknüpfung erfahren jedenfalls neue deutsche Einwanderer in diese Staaten nicht, denn es ist der brasilianischen Regierung nichts daran gelegen, diese wenn auch landwirtschaftlichen Kolonien durch weiteren deutschen Zugang zu vermehren. So ist also auch hier keine Möglichkeit zu einer bedeutenden Einwanderung landwirtschaftlicher Arbeiter gegeben.

## Moderne Erfindungen im alten China.

Von Dr. E. Erles.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß China, dessen technische Entwicklung bis in die letzte Zeit so weit hinter der des Westens zurückgeblieben war, eine Menge Erfindungen Jahrhunderte früher als das Abendland gemacht, ja diesem sogar mehrere seiner wichtigsten Errungenschaften übermitteln hat. Eine solche Erfindung ist z. B. das Papier, das in China im Jahre 105 n. Ch. erfunden wurde. Im Jahre 751 gelangte es durch chinesische Papierarbeiter, die in der Schlacht von Samarkand gefangen wurden, zu den Arabern und damit nach Europa. Chinesischen Ursprungs ist ferner der Buchdruck, der auf die Abklatsche zurückgeht, die man schon seit 175 n. Chr. von in Stein gemeißelten Inschriften nahm. Im 4. und 5. Jahrhundert lernte man solche Abklatsche auch von Holzplatten zu nehmen, und aus dem Jahre 594 stammt die erste Nachricht vom Druck eines größeren Werkes. Im 9. oder 10. Jahrhundert gelangte der Druck, wie in Aegypten gesundene, nach chinesischem Muster gearbeitete arabische Plattendrucke beweisen, durch Vermittlung der Araber nach dem Westen. Die sogenannte Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg bestand nur darin, daß er die Blöcke in einzelne Lettern zerschnitt; aber auch diese Verbesserung war in China schon früher gemacht worden. 1041 stellte ein Schmied namens Bi Scheng zuerst bewegliche Lettern aus Ton, dann auch aus Metall her; aber in China fanden diese wenig Anklang und kamen erst in neuester Zeit mit dem Aufschwung des Zeitungswesens allgemein in Gebrauch.

Aus China stammt ferner der Kompaß, der angeblich schon im 12. vorchristlichen Jahrhundert bekannt war, sicher aber im 4. vorchristlichen Jahrhundert als alte Erfindung galt. Er wurde ursprünglich nur auf Landreisen mitgeführt; erst 342 n. Chr. ist von einem Schiffskompaß die Rede, und erst im 9. oder 10. Jahrhundert scheint sein Gebrauch bei der Seeschifffahrt allgemein geworden zu sein. Um dieselbe Zeit müssen auch die Araber den Kompaß kennen gelernt und ihn nicht viel später auch nach Europa gebracht haben, wo er um 1190 zuerst in der Provence erwähnt wird. Sehr alt ist in China auch das Schießpulver, dessen Entdeckung wohl den Alchimisten des Altertums zu danken ist. Schon zu Anfang unserer Zeitrechnung kannte man Raketen und Sprengstoffe, und bereits im 4. und 5. Jahrhundert führten die chinesischen Handelsschiffe Feuerwaffen. Die erste Feuerwaffe der Chinesen scheint die Handgranate gewesen zu sein, die aus den Bambustuben hervorgegangen ist, mit denen man seit alters Krieg gegen wilde Stämme führte. Sie bestanden in frischen Bambusstüben, die angezündet, mit entzündlichem Krachen zerplatzten und durch die scharfen Splitter sehr gefährlich wurden. Später wurden sie mit Explosivstoffen gefüllt, was ihre Wirkung noch bedeutend steigerte, und endlich durch eiserne Tuben ersetzt. Ein Regiment Handgranatenwerfer wird in der chinesischen Armee schon im 12. Jahrhundert genannt. 1232 finden sich zum erstenmal Kanonen, 1262 Gewehre erwähnt, und auch betäubende Gase fanden in der chinesischen Kriegsführung damals schon Verwendung; so vernichteten die Mongolen 1241 in der Schlacht bei Liegnitz die deutsche Armee durch einen Gasangriff, den ihre chinesischen Ingenieure vorbereitet hatten. Die Araber haben zusammen mit dem bengalischen Feuer und einer Menge anderer Feuerwerkskörper, die sie aus China übernahmen, sicherlich auch das Pulver kennen gelernt und nach Europa gebracht; auch das Torpedo haben sie im 13. Jahrhundert von den Chinesen kennen gelernt. Wie dieses sind auch einige andere Erfindungen moderner Seekriegstechnik den Chinesen nicht unbekannt gewesen, so das Unterseeboot, das schon zu Ende des 3. vorchristlichen Jahrhunderts erfunden wurde, aus Mangel an Verwendung aber bald in Vergessenheit geriet, und das Panzerschiff, mit dem man 1595 gegen die japanische Flotte kämpfte.

Eine merkwürdige mechanische Erfindung muß auch der Flugapparat gewesen sein, den der Philosoph und Ingenieur Mo Tsi im 5. vorchristlichen Jahrhundert konstruierte, dann der Taximeter des 3. vorchristlichen und die Proviant-Automobile des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, das Fernrohr, das im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erwähnt wird, und der schon in vorchristlicher Zeit genannte Seismograph, der nach der erhaltenen Beschreibung genau so konstruiert war wie um 1860 die ersten europäischen Erdbebenmesser. Wahrscheinlich ist auch die Stellungarithmetik, dieses fundamentale Hilfsmittel unserer ganzen Mathematik und Naturerkenntnis, über Indien aus China gekommen; denn sie wird schon in China um 542 v. Chr. erwähnt, während sie in Indien erst in nachchristlicher Zeit auftritt. Daß das Porzellan und die Lacktechnik aus China stammen, ist allgemein bekannt; weniger bekannt ist dagegen, daß einige medizinische Erfindungen, wie die Impfung und die Akupunktur (Nadelstechen) von dort entlehnt sind. Chinesischen Ursprungs sind endlich noch die Brillen, die Ende des 18. Jahrhunderts von dort gekommen sind, ferner der Klappfächer, der zusammenklappbare Schirm, und vielleicht sogar der Zylinderhut, der in seinen alteuropäischen Formen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einer in Korea noch heute gebräuchlichen altchinesischen Beamtenmütze besitzt. Das europäische Harmonium ist die Nachbildung des Prinzipals der chinesischen Zungenflöte; eine solche gelangte zu Anfang des 18. Jahrhunderts in die Hände eines Petersburger Orgelbauers, der ihr Prinzip auf die Orgel übertrug. Auch das Diabolo-Spiel ist zu Anfang des 19. Jahrhunderts von China nach Europa gekommen.



**Wie die Kohle entdeckt wurde — eine Ruhrfrage.** Wie man in der Ruhrgegend zuerst den Brennwert der Kohle erkannte, darüber gibt es alte Sagen, von denen eine im „Rheinischen Beobachter“ mitgeteilt wird: Ein Hirtenknabe entzündete einst an einer Stelle, wo eines seiner Schweine unter einem Baum ein Loch gewühlt hatte, ein Holzfeuer. Als er am nächsten Morgen zurückkehrte, fand er das Feuer auf der Heide noch in voller Blut, und zwar nicht insofern des vorbandenen Holzes, sondern der dajelbst sich befindenden schwarzen Steine, die zu brennen angefangen hatten. Der Hirtenknabe erachtete dies Erlebnis als ein Wunder seinem Vater. Dieser untersuchte die Sache und soll bald nachher die Kohlenzeche „Op der Mutte“ — gleich Muttershwein — angelegt haben.

**Woher kommt das Holz der Pfeifenköpfe?** In unserer Zeit, in der die mahnwürdige Teuerung der Zigarren und Zigaretten die Tabakpfeife wieder salonfähig gemacht hat, wendet sich die Aufmerksamkeit auch dem Wurzelholz zu, aus dem die beliebte Brugère-Pfeife gefertigt wird. Es handelt sich um das schöne, harte, feinfaserige Holz der „Erica arborea“, einer Art Heidekraut, das fünf Meter in der Höhe mißt und in den brachliegenden Gegenden Italiens, hauptsächlich aber auf dem unfruchtbarsten Boden der Insel Sardinien üppig wächst. Der nutzbare Teil des Strauches ist die Wurzel, die das eisenharte Holz von dunkelroter Farbe liefert, aus dem die Pfeifenköpfe geschmitten werden, während die Halme der Pflanzen zu Besen für den Hausgebrauch verarbeitet werden. Das Wurzelholz läßt sich mühelos bearbeiten und nimmt die Politur leicht an. Vor allem aber eignet es sich deshalb für Pfeifen, weil es der Verkohlung vollständig widersteht. Die Bearbeitung des Holzes zu Pfeifen ist auf Sardinien eine Hausindustrie, die der armen Bevölkerung einen leidlichen Verdienst sichert. Die faserige Masse der Wurzel wird zunächst mit Stroh und nasser Erde unwickelt, um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen, die das Holz austrocknen und unbrauchbar machen würden. Man schneidet es dann in handliche, viereckige Stücke, die vermittels der Kreissäge weiterverarbeitet werden. Die so bearbeiteten Stücke werden dann 12 Stunden im Wasser gekocht und bleiben weitere 12 Stunden zum Abkühlen im Kessel liegen, ein Verfahren, das die Schnitarbeit wesentlich erleichtert.

**Spielkarten als Schreibmaterial.** Die Spielkarte hat in früheren Zeiten der Papierzeugung auch als Ersatz für das Briefpapier gedient. Die Rückseite schrieb man auf die Rückseite der Karten Firma und Wohnung und überreichte die Karte den Kunden als Reklame. Später machte man aus den Spielkarten auch Eintrittskarten für die Theater und Lotterielose, wie man überhaupt die Rückseite zur Niederschrift wichtiger Mitteilungen benutzte. Solche Manuskriptkarten befinden sich zu Tausenden in französischen Bibliotheken. Flaubert weiß sogar von einem Heiratsprotokoll zu berichten, das die Jahreszahl 1755 trägt und das der die Trauung vollziehende Geistliche auf die Rückseite einer Herz-Sieben geschrieben hatte, und Henry Bemaire gedenkt einer Einladung zum Ball, die der Fürst von Ligne in dieser Form versandte. Benutzte man doch sogar Spielkarten zur Uebermittlung von Todesfällen.

## Kulturgegeschichte

**Erfinder-Romantik.** Ueber einen Vorgänger Edisons berichtete kürzlich E. Kilburn Scott in der englischen Photographischen Gesellschaft. Es handelt sich um einen Franzosen, Augustin Le Prince. Nach Scotts Angaben hätte dieser lange vor anderen einen photographischen Apparat gebaut, mit dem er mehr als sechzehn Aufnahmen in der Sekunde machen konnte; er hätte ferner bereits 1889 Celluloidfilme an Stelle von Glasplatten verwendet und auch in diesem Jahr zu Leeds in England bereits bewegte Bilder auf einen Schirm geworfen. Bereits im Jahre 1888 soll Le Prince ein Patent erworben haben auf die Benutzung von perforierten Leitstreifen für Celluloidfilme und dazu passende Räder, deren Knöpfe in die Löcher der Perforation eingriffen. Mit einem Worte, wir hätten einen vergessenen Erfinder des Kinetographen, der lange vor Edison alles Wesentliche bereits gehabt hätte, um kinematographische Aufnahmen zu machen und kinematographische Vorführungen zu veranstalten. Was nachher kam, war nur noch technische Vervollkommnung. Merkwürdig war das Ende des Mannes. Am 16. September 1890 stieg er in Dijon in einen Eisenbahnzug; er wollte nach Paris fahren. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört; spurlos ist der Erfinder von der Erde verschwunden. Der Engländer Scott scheint mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Agenten von amerikanischen Erfindern, die von Le Princes Errungenschaften Wind bekommen hatten, sich seiner bemächtigt, um ihn um die Ecke zu bringen.

## Völkerkunde

**Der blaue Mongolenfleck.** Die neugeborenen japanischen, chinesischen und anamitischen Kinder zeigen so gut wie ausnahmslos bei der Geburt an dem unteren Rücken, und zwar an dem letzten Wirbel des Rückgrats einen Fleck, dessen bläuliche Färbung genau den Farbton aufweist, den eine durch Stoß oder Hieb verletzte Hautstelle anzunehmen pflegt. Dieser fest umgrenzte Fleck hat

ungefähr die Größe eines unserer früheren Zweimarkstücke. Während er in den ersten Jahren stark sichtbar ist, verblaßt er später, um endlich ganz zu verschwinden, wenn das Kind acht oder zehn Jahre geworden ist. Ausnahmsweise hat man diesen Fleck auch bei Kindern der weißen Rasse, bei denen von einer mongolischen Blutmischung nicht die Rede sein kann, beobachtet. Aber während er bei den europäischen Kindern nur etwa einmal bei 400 Neugeborenen auftritt, zählt man bei den gelben Rassen rund 90 Proz. Säuglinge, die den Mongolenfleck aufweisen, und bei den Chinesen, die den reinsten Typ der mongolischen Rasse darstellen, steigt dieser Prozentsatz gar auf 99 Proz. Das Auftreten dieses Flecks ist in der Hauptsache somit ein Kennzeichen der Rasse, das allen Völkern eigen ist, die der gelben oder mongolischen Rasse unzweifelhaft beizurechnen sind. Wenn er bei anderen, wie bei den Hovas auf Madagastar, auftritt, so handelt es sich hier um Völker, die ihrem Ursprung nach mongolischer Herkunft sind. Der Mongolenfleck wird weiter auch bei den Eskimos von Alaska bis Grönland beobachtet. Diese Eskimos sind ebenfalls der gelben Rasse beizuzählen. Kurz, man findet den Fleck überall da, wo die gelbe Rasse heimisch ist, oder bei Stämmen, die dieser mehr oder weniger verwandt sind. Nie hat man ihn bei reinblütigen Negern beobachtet, und in den Fällen, wo er bei den Weißen angetroffen wurde, handelt es sich um Kinder mit tief dunklen Augen und tief brünettem Haar, deren Eltern immer brünetten Typus zeigten. So erklärt es sich auch, daß dieser Mongolenfleck ungleich weniger häufig bei den nördlichen Völkern als bei den südlichen auftritt.

Welche Bedeutung ist nun diesem blauen Fleckchen beizumessen? Weshalb tritt es so häufig bei den gelben Rassen auf? Und weshalb ist es gelegentlich auch bei den Neugeborenen Europas anzutreffen? Die blaue Färbung des Flecks entsteht aus der Anhäufung von kleinen schwarzen, nur im Mikroskop wahrzunehmenden Körnchen, die in die tiefste Schicht der Haut eingebettet sind. Diese Pigmentkörnchen gleichen denen, die die Epidermis des Negers aufweist. Statt aber wie hier in der oberen Hautfläche ihren Sitz zu haben, ruhen die Pigmentkörnchen des blauen Mongolenflecks in der Tiefe der Lederhaut. Deshalb erscheinen sie uns auch blau, genau wie die mit schwarzem Blut gefüllten Venen durch die Haut blau hindurchschimmern. Eine solche Unterhautschicht von schwarzem Pigment findet sich auch unter der Gesichtshaut bestimmter Affenarten mit blaugefärbten Baden, wie bei den Mandrills. Bemerkenswert ist, daß unter den großen Menschenaffen der Orang-Utan, dessen Heimat die der mongolischen Rasse ist, einen Ueberfluß an solchen Unterhautfarbkörpern hat, während die Gibbons wie die Neger auch nur eine epidermische Pigmentschicht, dagegen kein Pigment im Untergerewebe der Lederhaut zeigen. Weshalb aber tritt dieses Merkmal der gelben Rasse von Zeit zu Zeit auch bei der weißen Bevölkerung in die Erscheinung? Man würde zu weit gehen, wenn man diese Sonderfälle auf Rückschlüsse zurückzuführen wollte, die auf die Zeiten hinweisen, wo die Mongolen oder die der Mongolenrasse angehörenden Hunnen Europa überfluteten. Es handelt sich hier wohl einfach um Anomalien, die vielleicht darauf zurückzuführen sind, daß die mit ihnen Behafteten die Disposition dazu durch dauernde Berührung oder Zusammenleben mit Angehörigen jener Rasse erworben haben, bei denen das für uns Anormale normal ist. Der Fleck, der, wie gesagt, bald verschwindet, hat für das betreffende Individuum selbst keine Bedeutung, um so größere für die Gelehrten in Sachen der Bestimmung und Klassifizierung der Rassen.

## Himmelskunde

**Unsere „nächsten Nachbarn“.** Als nächste Fixsterne galten bisher der Stern Alpha im Zentaur, und der hellfunkelnde Sirius. Vom Alpha im Zentaur braucht das Licht 43 Jahre, um bis zur Erde zu gelangen, vom Sirius 8,8 Jahre. Der Sirius ist nun jetzt nach den Forschungen des Dr. Harlow Sphele, Direktors der amerikanischen Harvard-Sternwarte, als zweinächster Nachbar unseres Sonnensystems entthront worden. An seine Stelle tritt Epsilon Indi, dessen Licht uns „schon“ in 7 Jahren erreicht; im übrigen ist es aber ein kleines, unbedeutendes Sternchen, das gegen den funkelnden Sirius nicht aufkommen kann.

## Technik

**Wissenschaft und Bergarbeit.** Man sollte es kaum für denkbar halten, daß Bergarbeiter, die schon jahrelang tagtäglich mit der Bide tätig sind, noch eine Belehrung brauchen könnten, wie sie diese Arbeit zweckmäßig verrichten sollen. Aber in England haben jetzt zwei junge Studenten, Adams und Stephenson, ein Jahr lang als Bergarbeiter Dienst getan, nicht des Verdienstes halber, sondern um zu sehen, ob durch richtige Handhabung der Bide, durch bessere Berücksichtigung des Rhythmus oder durch andere physiologische Hilfen sich die Arbeit effektvoller gestalten ließe. Sie wollen in der Tat eine Methode herausgebracht haben, die bei geringerer Anstrengung zu größerem Erfolge führt. In den „Memoirs and Proceedings of the Manchester Literary and Philosophical Society“ (Berichte der literarisch-philosophischen Gesellschaft zu Manchester) wird über diese Arbeiten und Versuche jetzt ausführlich berichtet. Ferner haben sich die Untersuchungen darauf erstreckt, ob durch verbesserte Beleuchtung und anderweitige Anordnung der Schaufelarbeit das Verladen zu erleichtern wäre u. a. m. Wie die bekannte englische Zeitschrift „Nature“ mitteilt, finden die Arbeiten der beiden Studenten, auch in Arbeiterkreisen großes Interesse.